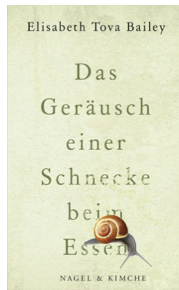


Buchtipp des Monats Januar 2018

© Erna R. Fanger

*Das Richtige tun heißt, gar nichts zu tun, der richtige Ort dafür ist ein Versteck,
und der richtige Zeitpunkt dafür ist so oft wie möglich.*
Tony Cock: „Verhaltensökologie“ in: „Die Biologie von Landmolluskeln“



VON DER GENÜGSAMEN VIELFALT DES LEBENS

Elisabeth Tova Bailey: „Das Geräusch einer Schnecke beim Essen“. Aus dem Englischen von Kathrin Razum. Piper Verlag GmbH, München 2014

2010 im amerikanischen Original, „The Sound of a Wild Snail eating“, erhielt das schmale Buch in hoch poetischer Diktion etliche Preise, die wichtigsten: der *National Outdoor*

Book Award (2010) und der *William Saroyan International Prize for Writing* (2012). Es ist die Chronologie einer schweren Virus-Erkrankung, von der sich die 34-jährige amerikanische Journalistin, ehemals Gärtnerin, auf dem Rückweg von einer Europareise jäh befallen findet. Einer Viruserkrankung, die entscheidende Körperfunktionen blockiert und ihren Organismus über Monate hinweg lahm legt und sie zwanzig Jahre lang in Schach halten soll. Jäh brechen Gewissheiten von Lebenssinn und Kontinuität zusammen. Die Ich-Erzählerin stürzt in ein Vakuum, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint, eine andere Zeitrechnung setzt ein:

Ich schaffte es mit Mühe und Not, den einzelnen Moment zu bewältigen, und jeder dieser Momente zog sich hin wie eine endlose Stunde, doch zugleich verstrichen ganze Tage unbemerkt. Auch ungenutz durchlebte Zeit vergeht, als hätte die Zeit einen unstillbaren Hunger und vertilgte den Tag komplett, ohne einen Krümel, eine Spur, eine Erinnerung zu hinterlassen.

Bis ihr eine Freundin einen Blumentopf mit Ackerveilchen mitbringt, in den sie eine kleine Waldschnecke gesetzt hat. Wenig begeistert zunächst, entspinnt sich allmählich, in gebotener Langsamkeit, zwischen der nur in der Horizontale lebensfähigen Ich-Erzählerin und besagter Schnecke ein verschwörerisch, ja geheimnisvoll anmutendes Miteinander, beginnend mit Beobachtungen des Fressverhaltens ihres kleinen Mitbewohners und der Geräusche, die das Wesen dabei machte: „Das leise, anheimelnde Gräusch der Schnecke beim Fressen gab mir ein Gefühl von Gemeinschaft, von Zusammenleben.“ Und wie wenig es der Ich-Erzählerin vergönnt ist, nachts in den Schlaf abzudriften, er immer wieder unterbrochen ist und nicht selten ganz ausbleibt, wacht neben ihr die nachtaktive Schnecke, „als wäre (...) die dunkelste Zeit tatsächlich die beste Zeit zum Leben.“ Nach und nach verlagert sich der Fokus der Ich-Erzählerin: vom Abgrund ihrer lahmgelegten Physis hin zu einem kleinen Wesen, das seine Tage mit Bedacht bemisst, sich klug in seiner neuen Umgebung einrichtet. Denn Schnecke und Ich-

Erzählerin ‚lebten beide in einer veränderten Landschaft, die sie sich nicht selbst ausgesucht hatten, teilten ein Gefühl des Verlusts und der Heimatlosigkeit‘. Dabei ist ihr die Schnecke in dem Maß Vorbild, in dem sie

sich mit ihrer neuen Umgebung arrangiert, das Terrain austariert, Hindernisse geschickt umgeht, sich ganz selbstverständlich anpasst. Mit Bedacht wählt sie ihre Nahrung aus, lässt dabei Vorlieben erkennen, wie für frischen Champignon oder auch Eierschalen, die ihrem Kalziumhaushalt zugute kommen. Fasziniert stellt die Ich-Erzählerin fest, wie die Schnecke nicht müde wird, immer wieder neue Schlafplätze aufzusuchen, einem ständigen Versteckspiel gleich. Indessen hat sie für ein Terrarium gesorgt, was der Schnecke offenkundig behagt. Nicht in der Lage, ein Buch zu halten, beobachtet die Ich-Erzählerin stattdessen, wie die Schnecke, den Hals über das Gehäuse reckend, dieses säubert. Oder wie begeistert sie sich über etwas Neues zeigt, wenn jemand ein Stück Birkenrinde, einen Moosballen für das Terrarium mitbringt.

Nach etwa einem Jahr hat sich der Zustand der Ich-Erzählerin so weit verbessert, dass sie das Studio, in dem sie zur Pflege untergebracht war, verlassen und wieder in ihr Haus zurück kann. Nach und nach erobert sie sich, an der Seite Hündin Brandy, den idyllischen Lebensraum mitten auf dem Land in paradiesischer Vegetation zurück, bevölkert von einer Vielzahl an Vögeln, darunter Kolibris, und Schmetterlingen, beobachtet vom Krankenbett aus die Natur:

... das sanfte Wehen oder heftige Tosen des Windes, die unterschiedlichen Stimmungen des Regens, das Wechselspiel von Sonne, Mond und Wolken. (...) Später stießen Fledermäuse – bloße Schemen, schwarz auf schwarz – nach abendlichen Leckerbissen herab, und aus dem Wald drangen leise, ganz leise, die Rufe der Eulen, bis schließlich unter dem uralten Licht der fernen Sterne und des zu- oder abnehmenden Mondes völlige Stille herrschte.

So war auch die Zeit herangerückt, die Schnecke in ihre natürliche Umgebung auszusetzen, zumal diese sich, Zwitter, der sie ist, indessen vielfach vermehrt hatte – auch die Beobachtung des ersten Geleges, des Schlüpfens winziger Nachkömmlinge, ein Faszinosum. Fortan widmet sich die Ich-Erzählerin der akribischen Erforschung des Geschöpfes, das sie davor bewahrt hatte, ihren Lebensmut zu verlieren. In dieser Lesart hat sie uns eine so umfassende wie verblüffende Kulturgeschichte der Schnecke beschert, in der deren biologische Besonderheiten denen ihrer Faszination, die sie auf manchen Dichter und Schriftsteller ausübte, wenig nachstehen. So leiten einzelne Kapitel immer wieder Haikus über das Leben der Schnecke von Kobayashi Issa (1763-1827) ein, belegen Zitate, u.a. von Elisabeth Bishop, Emily Dickinson oder Patricia Highsmith, dies. Selbst Aristoteles hatte sich bewundernd über ihrer scharfen kleinen feinen Zähne geäußert, nichts ahnend von deren enormer Anzahl, an die 2640! Alles an ihr erscheint mit einem Mal gigantisch im Vergleich zur äußeren Unscheinbarkeit dieses Geschöpfes. Von der Architektur ihres Hauses, über das ausgiebig lustbetonte Liebesleben, bis zur zentralen Rolle des Schleims, den sie absondert, sei es zur Fortbewegung, sei es zur Abwehr von Feinden, um nur zwei seiner vielfältigen Funktionen, die sich indessen auch die Bionik zu eigen macht, zu nennen. Die gesamte evolutionäre Entwicklung, einhergehend mit dieser verblüffenden Vielfalt an Fähigkeiten und Überlebenstechniken, deutet auf eine Überlegenheit gegenüber dem Menschen hin, angesichts derer man sich mit einem Mal dürrtig vorkommen, ja Demut empfinden mag. Wie es etwa im Jahr 1607 der italienische Gelehrte Giovanni Francesco Angelita mit dem Titel seines Aufsatzes „Über die Schnecke, und dass sie ein Vorbild für das menschliche Leben sey“ bestätigt. Aus der Feder der Ich-Erzählerin vernehmen wir: „... die Schnecke verhinderte, dass mein Lebensmut schwand. Wir zwei bildeten eine ganz eigene Gemeinschaft, und das nahm der Isolation die Schärfe.“ An anderer Stelle: „Die Schnecke war mir eine echte Lehrmeisterin gewesen, ihr bescheidenes Dasein hatte mir Kraft gegeben.“

Doch lesen Sie selbst, lesen Sie wohl!